

sich „in einem Mantel aus Wollezeug, den eine Spange, oder, wenn es daran fehlt, ein Dorn zusammenhält“. Nun, noch heute dienen uns mehr oder weniger kostbare „Kelle“ als Kleidungsstücke, namentlich in kälteren Tagen, während die gewöhnliche Winterkleidung sich von der sommerlichen Gewandung vorwiegend nur durch den rauheren und dickeren Stoff unterscheidet.

Während in wärmeren Zonen der Mensch ursprünglich seine Blöße mit einem Rindenskurze bedeckt haben soll, muß in polaren Gegenden die harte Natur dem nachteiligen aller Geschöpfe eine wirkliche Kleidung aufzuzwingen haben. Da geschah es denn, daß der bedürftige Erdensohn seinem ältesten Bruder — dem langhaarigen Tiere — den Rind auszog, um ihn selbst anzulegen, wobei der erste Fell zur Geltung kam. Manche nordischen Stämme sind nun bekanntlich bei diesem schmucklosen Kelle, das man um den bloßen Leib wickelte und mit Schnüren festband, stehen geblieben. In südlicheren Erdstrichen wurde daraus allmählich ein zusammengenähtes Wollkleid, das einem Saft ohne Boden glich. Indem man es bis unter die Arme heraufzog, konnte man den oberen Rand an zwei Stellen über den Schultern aneinander netzen, um ihnen einen Halt zu geben. Ging man noch einen Schritt weiter, so ließen sich diese Achselbänder mit dem Kleide so vereinigen, daß es viel mehr einem geschlossenen Saft glich, in dem man nur für den Kopf und die beiden Arme entsprechende Öffnungen ließ. Als geeigneter Stoff kam die tierische Wolle zur Verwendung, von deren Vorzügen bei kalter, regnerischer Witterung die nordischen Erdbewohner schon früh überzeugt worden waren. Rentieren, Schafen und Ziegen raufte man den dichten Haarbestand aus und verarbeitete ihn zu rauhen, filzigen Geweben, die besonders von den weite Strecken der Nordsee küste bewohnenden und ausschließlich Viehzucht treibenden Friesen verfertigt und deshalb als „Fries“ bezeichnet wurden. Das war der Anfang zu unserem heute im Winter unentbehrlichen Tuche, das in seiner älteren Beschaffenheit einen dichteren Anstrich als die verschiedenen Formen des Körpers zuleist als die behaarte, lederdicke Tierhaut. Es entstanden die ihr nachgebildeten Kleidungsstücke, die teilweise ohne Naht und Knöpfe, armellos waren und, meist über der Hüfte geschnitten, als Umform unserer Männertröde angesehen werden können. Eine solche Stierperücke reichte — wie noch die altägyptische Schamms- und römische Tunika — bis zu den Knien. Wenn Diodor berichtet, daß unsere alten Vorfahren leinwand für Winter- und Sommer je einen besonderen Gewand getragen hätten, so kann der Unterschied zwischen beiden sich weniger im Stoff, als vielmehr in der Länge derselben Gewandes gezeigt haben.

Mönd Wimbart spottete einst über die mangelhafte Reckhülle, die nur notwendige Schutz und Rücken schütze und bei Wind und Regen verlage. „Wir sehen vor Kälte an den Knien zurunde“, bemerkte er ergänzend. Kein Wunder, daß sich auch mit der Zeit ein besonderes Kleid nötig machte, doch diente die hier und da auftretende Meinung, dieses habe sich aus dem uralten Schwurze entwickelt, für nordeuropäische Verhältnisse nicht zureichend sein. Germanische Witterverhältnisse scheinen sich erst spät zum Anlegen der Schenkelschürzen benimmt zu haben, denn noch im sechsten Jahrhundert kamen wandernde Langobarden unbesohlt nach Italien. Immerhin sind frühgermanische Männer auf römischen Denkmälern mit Hosen angetan, woraus hervorgeht, daß diese bei manchen Stämmen üblich waren. Ja, es ist anzunehmen, daß auch urdeutsche Frauen Beinkleider trugen, denn ihre Gewandstücke waren lange Zeit hindurch den männlichen an Form gleich. Es wird jetzt die altnordische Hös — diesen Namen hatten ehemals die röhrenförmigen Schenkelschürzen — als ursprünglich feltische Tracht, die von benachbarten Germanen übernommen wurde, angesehen. Ursprünglich lang und mit feinen unteren Anschläfern auch die Hüfte einschließend, ist das Beinkleid im Laufe der Zeit fortschreitend verkürzt worden, besonders in jenen Tagen, in denen lombardische Stämme von den römischen Bewohnern Italiens die heute noch üblichen Langstrümpfe kennen lernten, über die sie beim Reiten noch wollene Samalchen zogen. Man scheint aber halb, trotz der neuen Strümpftracht, die wollenen oder ledernen Braken wieder mit langen Beinshüllen bevorzugt zu haben, besonders in denjenigen Volksschichten, die viel im Freien beschäftigt und der rauhen Witterung ausgesetzt waren.

Strümpfe scheinen schon verhältnismäßig früh als Beinshürzen gebräuchlich gewesen zu sein. Zur Karolingerzeit waren sie bereits rund gewebt, nur am Fuße zusammengeheft und unter dem Knie mit einem Bande befestigt,

sowohl bei Männern, als auch bei Frauen. Auch Socken und Stiefel wurden von beiden Geschlechtern gegen rauhe Witterung getragen, denn die sandalenförmigen Schuhe reichten für diesen Zweck nicht aus, obgleich sie nicht nur aus Leder bestanden, sondern häufig aus von Holz gemacht waren. Ärmere Volksschichten suchten mit Fußbedeckungen aus Woll oder Winsen dem harten Winter Trost zu bieten. Wenn vermeldet wird, daß die fernianen Götter in „hörigen Stiefeln“ einhergegangen seien, so handelt es sich wohl um ungegerbtes Leder, bei dem sich während die rauhe Seite nach innen abwärts war. Mit der Zeit wurden ledernerne Fußhüllen an der Innenseite besonders mit rauhen Stoffen ausgepolstert, und schon im 13. Jahrhundert konnten deutsche Reisende pelzgefütterte Winterstiefel. Wo der wärmende Strumpf noch nicht reichlich durchgedrungen war, zum Beispiel bei der ländlichen Bevölkerung, da wärmte man Füße und Unterschenkel mit wollenen oder feinen Socken — aus Stücken zusammengenäht —, über die erst der ungehörige Schuh oder Stiefel gezogen wurde. Auch besondere Ueberziehkleider kannte das spätere Mittelalter. Hervorgegangen aus den hölzernen „Kufen“ der niederen Bevölkerung, bestanden sie nur aus einer eichenen oder buchsenen Sohle von etwa 5 Zentimeter Höhe, die mit Riemenwerk an dem eigentlichen Fußwerk befestigt und besonders bei schneelager Witterung und in humiden Gegenden beliebt waren.

Schwer entbehrlich als winterliches Kleidungsstück ist bekanntlich unser Handschuh. Daß dieser ursprünglich mehr zum Schutze gegen die Kälte diente und weniger einen Teil des gesamten „Staates“ ausmachte, beweist der Umstand, daß er schon sehr früh im schneeigen Norden vorkam, wenn auch nur als Griff- oder Fausthandschuh. Später wurde dieser von Fell, Leder oder Tuch genähte Handschuh auch mit Fingerlingen versehen. Aus dem plumpen, pelzigen Klobhandschuh dürfte sich aber der anspruchsvolle und später röhrenartig geformte Muff entwickelt haben, der in mittelalterlichen Tagen noch „Schlaffer“ hieß, weil man mit den freierenden Händen in die rauhe, wärmende Hülle hineinschlüpfte. „Muff“ im eigentlichen Sinne waren die noch im 12. Jahrhundert an den Hoden gehängten Aermel, die man nach Belieben an- und ausziehen konnte. Sie scheinen aber weniger zum Warmhalten als vielmehr zum Schutze gegen Unbuhne abent zu haben, wie man sie denn auch als Schwelchmuff benutzte und allerhand kleine Säbellen darin verbar. Um den oberen Körper und die Arme gegen nasse, frostige Witterung zu sichern, bediente man sich schon in den frühesten Zeiten des Mantels, der auf den unteren Körperteilen aus Schafwolle oder Wollstoff bestand, die mit der Pelzgegend dichten rauhen Gewebes Fleck machten. Natürlich erhielt sich auch der Pelzmantel, der ja bekanntlich heute noch bei Herren und Damen in der kalten Jahreshälfte sehr beliebt ist. Ein wolleförmiges Ueberkleid von aufschüßiger Länge kam im 11. Jahrhundert von Frankreich herüber, wo bekanntlich der Winter nicht so streng auftritt, wie bei uns. Aus diesem Kleidungsstück entwickelte sich der heutige Ueberzieher oder Paletot, der nur bei der Herrenwelt Anklang fand, während das schwache Geschlecht seine Zuflucht zum billigen Mantel nahm, der Jahrhunderte hindurch die gleiche Form anhielt.

Die mittelalterlichen Mäntel waren fast allgemein mit Kapuzen versehen, die bei kaltem und regnerischem Wetter Kopf und Hals zu verhalten hatten, denn eigentliche Kopfbedeckungen waren noch keineswegs so allgemein wie heute. Unsere germanischen Ahnen überdachten das Haupt nur im Kriege und auf der Jagd; auf römischen Denkmälern sieht man sie mit einer kegelförmigen Hülmische bekrönt, umgeben auch mit einer abgestumpften Kappe. Auf deutschen Bildnissen des 14. Jahrhunderts treten uns schon allerhand mühenartige Kopfbedeckungen entgegen, selbst sogar solche mit Drehröhrchen. Hüte scheinen im wärmeren Süden ihren Ursprung zu haben, während die winterlichen Pelzboas nur nordischen Gepräges sind und verhältnismäßig früh auftraten, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Anders verhält es sich mit wärmenden Halsstücken. Diese, aus ungegerbtem Leder oder derbem Tuch bestehend, wurden in Deutschlands Frühzeiten vom starken Gepräge bevorzugt, während der weißliche Hals erst vom 13. Jahrhundert ab vorwiegend erscheint. Um das Jahr 1800 kam ein großes, viereckiges Tuch als loser Umhang stark in Mode, aus dem sich allmählich ein langes, schmales, schärpenartiges Gebilde entwickelte, das den englischen Namen „Shawl“ erhielt und als halbschichtiges Kleidungsstück für Weiber und Kinder einen sehr wichtigen Bestandteil der Wintergarderobe bildete, auch heute noch sehr im Schwange ist.

Responsible: Schriftführer Dr. Klaus Buschmann; Druck der 2. G. Wittich'schen Hofbuchdruckerei — beide in Darmstadt.